

Zugreise nach Salzburg

In einen Intercity einzusteigen, gehört zu den Herausforderungen der Zeit. Zum Einen muss man einen freien Platz finden, zum Anderen nach gefährlichen Subjekten in der Nachbarschaft Ausschau halten. Nein, nicht nach zu allem bereiten Gotteskriegeren, sondern nach den Terroristen des Kommunikationszeitalters, nach Leuten also, deren Lebensgeschichte man beim Aussteigen weitestgehend kennt, weil sie Abteile, Großraumwägen und Bordbistros nonstop mit ihren Handytelefonaten beschallen!

Heute freilich scheint alles nach Wunsch zu gehen. Zufrieden lasse ich mich auf einen Fensterplatz fallen. Mit Tisch und sogar in Fahrtrichtung. Echt Schwein gehabt! Auch was die Mitreisenden anbelangt, ist die Luft rein: rundherum nur harmlose Zeitgenossen. Konzentriert starren sie auf ihre Smartphones, schlummern vor sich hin oder blättern in Zeitungen. Mein Gegenüber hat sogar vier dicke Bücher vor sich gestapelt. Wenn das keine entspannende Reise wird!

Doch, oh weh. Jetzt entdecke ich ihn, zwei Reihen vor mir, in Gegenrichtung sitzend – ein schlanker, junger Mann mit Rollkragenpullover, so unscheinbar, dass ich ihn überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Mit gesenktem Blick redet er vor sich hin, ohne sich dabei ein Handy ans Ohr zu pressen. Ein Mensch mit Headset also, die fürchterlichste Mutation aus der Gattung der Dauertelefonierer. Ein einziger Blick genügt und schon weiß man, dass so jemand nicht eher zu quasseln aufhört, bis er aussteigen muss. Und vielleicht noch nicht einmal dann.

Was tun? Mein ganzes Gerödel in den nächsten Waggon wuchten, in dem die besten Plätze längst vergeben sein dürften und sicher auch die eine oder andere Plappertasche hockt? Ich folge meiner inneren Schwerkraft und bleibe sitzen. Leider! Warum glaubt man nur immer wieder, dass es nicht so kommen wird, wie es kommen muss? Schon nach wenigen Minuten ist sie nichts mehr wert – die angenehme Perspektive, bei Bilderbuchwetter durchs bayerische Voralpenland geschaukelt zu werden. Sieht der Endlosquaker überhaupt, dass draußen die Sonne scheint?

Ja, tut er: Denn er unterhält sich gerade über das Wetter. Am anderen Ende der unsichtbaren Leitung muss es so sehr regnen, dass ihn sein Gesprächspartner lauschen lässt. „Wenn das, was ich höre, Regen ist, regnet’ s gscheit!“ blökt er ins Mikro, „HoHoHo“. Sehr witzig! Dann erklärt er seinen Freund oder seine Freundin über die Paradoxien der deutschen Geographie

auf. „Unterfranken ist ganz oben, Oberbayern aber ganz unten!“.

Multimedial sozialisiert, scheint sich die jüngere Generation vollends von den herkömmlichen Orientierungsmaßen emanzipiert zu haben: Oben/unten, drinnen/draußen, rechts/links, Nord/Süd? Was spielt das noch für eine Rolle, wenn man dauerhaft im Off ist, das Niemandsland der Telekommunikation zur eigentlichen Heimat gemacht hat?

Jetzt poltert der Schaffner ins Abteil, ebenfalls ein Bayer. Ich frage ihn übertrieben laut: „Gibt’s denn nicht auch im IC einen Stille-Bereich, ein Abteil also, in dem man nicht telefonieren darf?“ – „Deas gibt’s hier nedda“, entgegnet er knapp, „deas is jo ean Interzitti, koan ICE“. Dann wechselt er auf Hochdeutsch und grinst: „Mit einem Lautsprecher im Abteil ist’s schon grausig!“

Unser Lautsprecher, nennen wir ihn der Einfachheit halber ‚L‘, schaut direkt herüber, scheint mich aber nicht zu sehen. Und erst recht nicht zu hören. Wäre ja auch ein Wunder: Da er sich via Ferngespräch aus dem Hier und Jetzt des Abteils herauskatapultiert hat, bleibt er für seine Umwelt unerreichbar. Einzig körperliche Gewalt könnte ihn daran erinnern, dass er eine dreidimensionale Ausdehnung besitzt, sein Körper Teil jenes Raumes ist, den er mit seinem Geschwätz achtlos zumüllt.

Schwer, sich nicht nach früheren Zeiten zurückzusehen. Damals trug man der Sondersituation eines Ferngesprächs noch Rechnung, indem man sich für die Zeitdauer der Kontaktaufnahme in ein Extra-Häuschen, eine sogenannte Telefonzelle zurückzog. Das ist lange her, inzwischen sind die letzten dieser gläsernen Kabinen abgebaut. Jede Zwölfjährige exekutiert nun ihre allerprivatesten, da von sonst niemand zu verstehenden Dialoge mitten in der Öffentlichkeit. Damit bevölkert sich der öffentliche Raum zunehmend mit Wesen, die eigentlich gar nicht da sind - einerseits mit Telefonierenden, die beim Abtauchen in die Parallelwelt raumloser Kommunikation ihre leibliche Hülle zurück gelassen haben, und andererseits ihren Gesprächspartnern, die sich von fern her eindringen, ohne anwesend zu sein.

Sein Gesprächspartner, ja: Wo wird er gerade sein, was wird er gerade tun? Dass er irgendwo auf dem Balkon sitzt und in die Landschaft schaut, ist kaum anzunehmen. Womöglich sitzt auch er in irgendeinem Zug, vielleicht sogar in diesem und die beiden haben sich nur deshalb auf verschiedene Waggons verteilt, um ihre Flatrates ausnützen zu können. Wahrscheinlicher ist allerdings, dass sich der unsichtbare Dritte in diesem Moment auf einer ganz anderen Reise befindet - durch die unendlichen Weiten des Internets nämlich. Damit man dort nicht ganz

alleine unterwegs ist, pflegt man ja nebenbei noch zu telefonieren. So wie L. nebenbei telefoniert, während wir am beschaulich daliegenden Simsee vorbei fliegen.

Inzwischen berichtet er über ein Buch, das er unlängst gelesen hat. Immerhin! Auf der ersten Seite würde ganz detailliert beschrieben, wie man einem eine Geldbörse klaut. „Irre!“, resümiert er, und schiebt ein weiteres „Hohoho“ hinterher. Kein Lachen eigentlich, sondern ein nach innen gerichtetes Schnauben. So wie jemand lacht, der am liebsten mit sich selbst spricht. Kein Zweifel: die exzessive Dauerkommunikation produziert exakt die gleichen Symptome psychischer Deformation wie das Elend der totalen Vereinsamung.

L. schaut jetzt nach draußen: „Regnets bei Dir noch?“ Und dann noch mal: „Regnets bei Dir noch?“ Offenbar ist die Umgebung seines Gesprächspartners zu laut – wahrscheinlich telefoniert jemand nebendran. Vielleicht hat L's Kollege auch eine spannende Webseite geöffnet, die erstmal seine volle Konzentration verlangt.

„Ich lasse Dich jetzt in Ruhe,“ sagt er irgendwann überraschend einsichtig. Selten habe ich mich von einem nicht an mich gerichteten Satz so angesprochen gefühlt! Licht am Ende des Tunnels, meine Züge entspannen sich. Leider zieht sich das angekündigte Gesprächsende noch etwas hin - geschlagene zehn Minuten warte ich auf das ersehnte Verstummen.

Irgendwas fällt dem jungen Mann immer wieder ein, damit er nicht auflegen muss. Die Verbindung zu kappen hieße nun mal in die triste Welt zurückzukehren, der man die ganze Zeit so erfolgreich den Rücken kehrte. Es hieße in den Abgrund des realen Raums zu stürzen, in dem langweilige Leute wie ich herumsitzen.

Dann endlich: „Viel Spaß beim Aussteigen!“ Der Andere saß also doch in einem Zug! Eine dämlichere Abschiedsformel hatte ich bislang aber noch nicht gehört. Unnötig zu erwähnen, dass ein weiteres „Hohoho“ durchs Abteil hallt. Möge es ihm im Hals steckenbleiben!

Ich atme durch, schlage mein Buch auf. Doch plötzlich umfängt mich eine seltsame Stille. Geradezu gespenstisch. Ich schaue zu meinem Peiniger, den ich bereits vergessen hatte. Der Sitz ist leer! Was ist passiert? Am Ende des Waggons leuchtet das rote Besetztlämpchen der Toilette auf. Aha! Auch Zeitgenossen, die mit der dreidimensionalen Welt nichts zu tun haben möchten, müssen noch ab und an auf die Stimme ihres höchst realen Körpers hören! L. schleppt diesen jetzt zu seinem Sitzplatz zurück, setzt sich wieder, ohne zur Ruhe zu finden allerdings. Sichtlich nervös rutscht er auf seinem Platz hin und her, grapscht nach dem Zugbegleitheft, um die verbleibende Reisezeit hochzurechnen. Kurz darauf folgt, was abzusehen war: Das nächste Telefonat. „Hallo, ich bins!“ – „Nein, noch im Zug!“ – „Was machst du gerade?“ „Is ja geil! Kannst du dein Handy neben den Lautsprecher legen?“ Er

lauscht eine Weile. „Oleoleole“ brummelt er dann grinsend vor sich hin. Eine Fußballübertragung, natürlich, Bundesliga, es ist Samstag. „Am PC kannst du es noch lauter stellen, geh mal auf 100!“. „Jetzt höre ich gut!“ Dass er brüllt, ist nur natürlich. Er muss ja die Geräuschkulisse einer Fußballspielübertragung überbieten! Dann: „Wart mal, meine Mama ruft gerade an, eine Sekunde“, schreit er und hält sich sein Zweithandy ans Ohr. „Ich verstehe nichts, es ist zu laut!“ Komisch, von ihm selbst abgesehen, ist es im ganzen Abteil mucksmäuschenstill.

Um nicht zum Mörder zu werden, nehme ich eine Auszeit im Bord Bistro. Als ich zurückkomme, telefoniert L. noch immer. Klar, dass ich nichts anderes erwartet hatte: Hoffen heißt nun mal „die Zukunft zu dementieren“, wie es der Aphoristiker Cioran einmal schön formuliert hat. Zum Glück habe ich jetzt ein Bier intus, das beruhigt. „Hör mal, kannst Du mir einen kleinen Gefallen tun, auf die ÖBB-Webseite gehen und schauen, wann ich Anschluss nach Neumarkt-Köstendorf habe?“ Dramaturgische Pause. Unsere Blicke treffen sich. Ob er spürt, dass ich ihn zur Hölle wünsche? „Gleis 12? Welches Gleis?“. Wieder scheint es am anderen Ende der Leitung nicht leise genug zu sein. „Ja, ich schau, dass ich den kriege, sonst muss ich ja dreißig Minuten warten.“ Er hätte auch mich fragen können, im Begleitheft steht die Verbindung ja drin. Ich hatte es in fünf Sekunden nachgeschlagen. Warum aber reale Hilfsmittel nutzen, wenn es auch virtuelle gibt? Warum also nicht telefonieren, wenn man auch telefonieren kann?

Dann die Erlösung: „Muss jetzt leider auflegen, weil gleich die Grenze kommt.“ – „Die Grenze kommt nicht, du Trottel, wir fahren darauf zu!“, murmle ich so laut, dass mein Sitznachbar von seinem Buch aufschaut. Peinlich! Die berühmte Kulisse von Hohensalzburg ist bereits zu sehen, als L. sein Headset ablegt, sich eine gelbe Sonnenbrille ins Haar steckt und sich in einen normalen Reisenden zurückverwandelt. Welch ein Segen, dass er keine internationale Bahn-Flatrate hat. Statt nach Hause zu gehen hätte er noch bis Villach fahren können und die ganze Zeit mit Zuhause telefonieren können.